

Das ewige Talent

Was den Menschen so erfolgreich macht

Als vor 3,8 Milliarden Jahren der erste Einzeller durch die Ursuppe schwamm, nahm die Talentförderung auf der Erde ihren Anfang. Mit den ersten sich vermehrenden Organismen kamen die beiden Grundprinzipien der Evolution in die Welt. Mutation und Selektion bestimmen seither über das Schicksal der Lebewesen. Es dauerte aber noch über drei Milliarden Jahre, bis die Evolution richtig Fahrt aufnahm. Als die Bakterien sich vor 600 Millionen Jahren zusammateten und den Sex erfanden, startete die biologische Evolution durch. Das Kuriositätenkabinett der belebten Natur entfaltet seither die erstaunlichsten Talente.

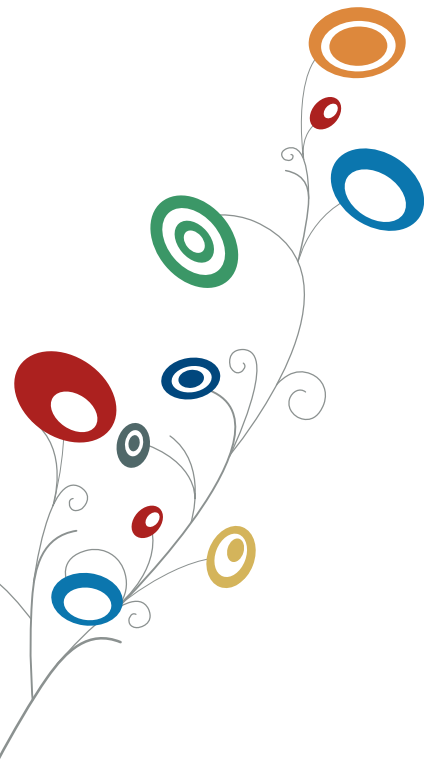
So bevölkern Krokodile seit 230 Millionen Jahren die Erde. Lange vor den Dinosauriern schon lauerten Verwandte der heutigen Panzerechsen geduldig auf Beute. Die Katastrophe, die vor 65 Millionen Jahren die großen Vetter auslöschte, haben die stoischen Tiere gut überstanden. Das mag mit ihrem besonderen Talent zusammenhängen. Leistenkrokodile sind wahre Hungerkünstler. Sie können ein ganzes Jahr fasten. Wenn die Nahrung ausbleibt, drehen die bis zu sechs Meter langen Tiere ihren Stoffwechsel auf Sparflamme. Ihr Herz schlägt dann nur noch alle 90 Sekunden.

Küstenseeschwalben sind die Reiseweltmeister unter den Vögeln. Die gefiederten Tiere mit der charakteristischen schwarzen Kappe und den kurzen roten Beinen fliegen dem Sommer hinterher und legen dabei jedes Jahr bis zu 30.000 Kilometer zurück. Ihre Jungen ziehen die Vögel während des kurzen arktischen Sommers rund um den Nordpol auf. Sobald dort der Winter anbricht, machen sich die Tiere auf den langen Weg in die Antarktis.

Phyllium celebicum kann sich unsichtbar machen. Die Stabheuschrecke („Wandelndes Blatt“) kommt in Südostasien vor und tarnt sich vor ihren Feinden, indem sie so tut, als sei sie ein grünes Blatt. Sogar ihr schwankender Krabbelgang ist der Bewegung von Laub im Wind nachempfunden.

Kleine Muskeln, großer Geist

Nur der Mensch kann weder lange fasten noch hoch fliegen noch sich gekonnt tarnen. Nur im entspannten Gehen ist er spitze, kein anderes Tier vergleichbarer Größe verbraucht dabei weniger Energie. Der Mensch hat aber nicht nur ein natürliches Talent zum lässigen Flanieren, er hat auch gelernt, seine Talentlosigkeit auf die talentierteste Weise zu entfalten – indem er die Höhenflüge ins Gedankliche verlegte, die Sprache, die Kultur und die Technologie erfand. Deren Anfänge verlieren sich im Dunkel der Vorgeschichte. Etwas Entscheidendes passierte aber in Afrika vor 160.000 Jahren. So alt sind die ältesten Fossilienfunde des modernen Menschen. Spuren der ältesten Kunstwerke des Menschen könnten 80.000 Jahre überdauert haben. In der südafrikanischen Blombos-Höhle fanden Forscher





im Dezember 2001 mit Gravuren verzierte Ockerstückchen, die auf ein Alter von 77.000 Jahren datiert wurden. Bisher hatten die knapp 40.000 Jahre alten Maleereien in europäischen Höhlen als der früheste Beweis für das symbolische Ausdrucksvermögen des Menschen gegolten.

Wie die Zweibeiner mit äffischen Vorfahren im Lauf der Evolution die meisten ihrer Haare verloren und zu modernen Menschen wurden, können Naturhistoriker und Anthropologen wie der Communicator-Preisträger des Stifterverbandes Friedemann Schrenk inzwischen ganz gut erklären. Evolutionstheoretiker und Molekularbiologen haben die Geheimnisse des Genoms entschlüsselt und die Mechanismen der Evolution ergründet. Die besten Geschichten aber haben – wie so oft – die alten Griechen. Ein wahrhaft begnadeter Geschichtenerzähler war der Philosoph Platon (427 bis 347 vor Christus). In seinem Dialog „Protagoras“ handelt eine Passage davon, wie die Tiere zu ihren Fähigkeiten kamen, der Mensch aber leer ausging.

Wie die Talente in die Welt kamen

Nachdem die Götter alle Lebewesen aus Erde und Feuer geschaffen haben, beauftragen sie die Giganten-Brüder Epimetheus und Prometheus, Kräfte, Fähigkeiten und Talente gerecht unter den Lebewesen zu verteilen. Der eifrige Epimetheus drängelt sich vor und macht seine Sache zunächst ganz prima. „Vom Prometheus aber erbat sich Epimetheus, er wolle verteilen, und, sagte er, wenn ich ausgeteilt, so komme du es zu besichtigen.“

Und so, nachdem er ihn beredet, verteilte er. Bei der Verteilung nun verlieh er einigen Stärke ohne Schnelligkeit, die Schwächeren aber begabte er mit Schnelligkeit; einige bewaffnete er, anderen, denen er eine wehrlose Natur gegeben, ersann er eine andere Kraft zur Rettung. Welche er nämlich in Kleinheit gehüllt hatte, denen verlieh er geflügelte Flucht oder unterirdische Behausung, welche aber zu bedeutender Größe ausgedehnt, die rettete er eben dadurch, und so auch verteilte er alles Übrige ausgleichend. Dies aber ersann er so aus Vorsorge, dass nicht eine Gattung gänzlich verschwände.“

In seinem Übereifer jedoch verteilt Epimetheus alle Kräfte an die Tiere und behält für den Menschen nichts übrig. Prometheus muss seinem Bruder aus der Patsche helfen. Er stiehlt den Göttern das Feuer, damit die Menschen nicht ganz schutzlos sind und nimmt auch noch die Strafe dafür auf sich. In einer anderen Variante des Mythos kommt es für die Menschen noch schlimmer. Darin öffnet Epimetheus entgegen der Warnung seines Bruders später auch noch die Büchse der Pandora und bringt Krankheit, Leid und frühen Tod in die Welt.

Während Prometheus seither ein Vorbild an Schlauheit, Güte und wahrer Bruderliebe abgibt, muss Epimetheus (der „Nachher-Bedenkende“) als warnendes



Kleiner Mann ganz groß: Am weitesten kommt nicht der mit den längsten Beinen (Dinosaurier, rechts), sondern der mit den besten Ideen (Mensch, links).

Beispiel unüberlegten und vorschnellen Handelns herhalten. Platon entwickelt aus der Geschichte seine Konzeption vom „Mängelwesen Mensch“, das sich nur in der Gemeinschaft behaupten kann. Der ideale Staat, den sich der große Philosoph vorstellte, sieht aus heutiger Sicht zwar ein wenig wie eine totalitäre Erziehungsdiktatur aus, aber seine Empfehlung, dass die Philosophen – als die Weisesten – herrschen sollten, zitieren Angehörige dieser Berufsgruppe noch heute gern.

Der Mensch lässt seine geistigen Muskeln spielen, wenn die Kraft der normalen nicht ausreicht. Aber erst die Gemeinschaft machte den nackten Zweibeiner wirklich stark. Denn als Folge ihrer Vergesellschaftung profitierten die Menschen von den frühesten Stammeskulturen an wechselseitig von ihren besonderen Fähigkeiten. Spätestens seit der talentierteste Jäger das Überleben der ganzen Sippe im Winter sicherte, wurde die Talentförderung zu einer gesellschaftlichen Aufgabe. Seine Gaben zu höchster Entfaltung zu bringen, blieb Sache des Einzelnen. Er mochte selber auch den meisten Nutzen davon haben. Aber die Gemeinschaft profitierte eben mit, und sei es nur in Form eines vergnügten Wochenendes. Man denke an die Ferrari-Flaggen, die über deutschen Schrebergartenkolonien flatterten, wenn Michael Schumacher seinen roten Rennwagen startete.

Klar, diese Erzählung davon, wie die Talentförderung in die Welt kam, ist verkürzt erzählt, sie idealisiert stark und ignoriert eine Menge Sachverhalte, in denen der Mensch dem Menschen keineswegs Gutes tut (Krieg, Betrug, Mord). Dennoch bleibt die Einsicht: Seit es den modernen Menschen gibt, versucht nicht nur der Einzelne aus seinen Möglichkeiten das Beste zu machen, in vielen Fällen hilft ihm die Gesellschaft im Interesse aller.

Über ein brutales Beispiel früher Talentförderung berichtet der griechische Schriftsteller Plutarch (um 45 bis 125). Der Überlieferung zufolge gab der mythische Gesetzgeber Lykurg um 900 vor Christus dem griechischen Stadtstaat Sparta eine neue Verfassung und formte die Gesellschaft zu einem Militärstaat um. Auf dem Höhepunkt seiner Macht um 600 vor Christus beherrschte Sparta die Region Lakonien und wurde für seine militärische Schlagkraft zugleich bewundert und gefürchtet. Sparta revolutionierte das damalige Militärwesen durch die Erfindung der Phalanx. Diese Formation gepanzerter Krieger mit ihren mehrere Meter langen Lanzen ähnelte einem waffenstarrenden Igel und war kaum zu überwinden. Der Kampf in der Schlachtreihe setzte allerdings große Disziplin voraus und fußte auf erbarmungslosem Drill. Über die harten Erziehungsmethoden in Sparta und die Wortkargheit („Lakonik“) seiner Bewohner sind bis heute viele Geschichten im Umlauf, deren Wahrheitsgehalt bisweilen zweifelhaft ist. Plutarch zufolge setzte die staatliche Talentförderung gleich nach der Geburt ein: Eine Gruppe von Ältesten begutachtete jedes Neugeborene. Kinder, die als nicht kräftig genug beurteilt wurden, fanden in einer Schlucht des Taygetosgebirge den Tod. Wer von den Jungen diese erste Nabelschau überstanden hatte, rückte im Alter von sieben Jahren in ein kasernenähnliches staatliches Erziehungsheim ein, in dem die Ausbildung zum Soldaten begann. Talent nach den Maßstäben Spartas hieß Talent zum Kriege.

Ohne Preis kein Fleiß

Ein ganz anderes Beispiel von Talentförderung findet sich in einem Buch des deutsch-mexikanischen Schriftstellers B. Traven („Regierung“, 1931). Dort erzählt Traven von einem basisdemokratischen Indianerstamm, der sich jedes Jahr einen neuen Häuptling wählt. Zur Zeremonie gehört es, dem designierten Anführer einen Tontopf mit glühenden Kohlen unterzuschieben. Die dabei zurückbleibenden Schwielen sollen den neuen Boss, so Traven, daran erinnern, „dass er nicht auf diesem Stuhl sitze, um sich auszuruhen, sondern um für das Volk zu arbeiten und dass er sein Amt aufzugeben habe, wenn seine Zeit um sei. Sollte er sich dennoch anders verhalten, würde man ihm ein Feuer unter dem Hintern entfachen, groß genug und lange genug, dass weder von ihm noch vom Sessel etwas übrig bleibe.“

Ganz ohne Zwang und Drohungen kommt dagegen die Talentförderung aus, die der Stifterverband betreibt (siehe S. 12/13). Hier sollen Wettbewerbe Individuen und Organisationen zu Höchstleistungen anspornen. Damit aus der besonderen Gabe, die die Natur oder ein übereifriger Gigant einzelnen Menschen mitgegeben haben, wahre Könnerschaft wird. Das „ewige Talent“ bleibt ein Phänomen des Sports. Aber das ist eine andere Geschichte.

